

[4]

Der Kammerdiener des Kaisers.

Historischer Roman

von J. Federzani-Weber.

Jetzt wurde dreimal an die Thüre der Stube, die über der Halle lag, gepöcht. Lang löschte die Fackel aus und stieg, das Wachlicht in der Hand haltend, die Treppe empor, deren Zugang er mit Steinplatte und Flies verschloß; dann öffnete er die Stubenthüre.

An der Schwelle erschien ein Mann, der in Antlitz, Gestalt und Kleidung ihm so vollkommen gleich, daß es jedem, der beiden begegnete, schwer geworden wäre, zu sagen: welcher Philipp Lang sei.

Der Ankömmling bot Lang mit demüthiger Geberde einen Gruß und sagte:

„Euer Auftrag ist erfüllt! Ich habe vier Stunden lang die Straßen der Kleinseite durchwandelt und bin überall für den Kammerdiener des Kaisers gehalten worden.“

„Du hast mir einen guten Dienst geleistet, Izaak Rebmann,“ erwiderte Philipp Lang.

„Sener schien dieses Lob nicht zu hören, sondern fuhr fort:

„Die Zahl Eurer Feinde wächst mit jedem Tage. Wie viel heimliche Flüche, ja Drohworte mußte ich heute hören, die, sobald ich Bürgern oder Hofleuten unter die Augen trat, laut wurden. Hütet Euch, denn diejenigen, die Euren Sturz wünschen, sind gar mächtig!“

„Deine Warnung hätte mich noch vor einer Stunde erschreckt,“ erwiderte Philipp Lang stolz lachend. „Jetzt aber ist jede Gefahr vorüber. Das verdanke ich zum guten Theil Dir, Rebmann.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ unterbrach ihn dieser.

„Meine Feinde, an deren Spitze der Kanzler Bratislaw v. Bernstein steht,“ fuhr Philipp Lang fort, „spielten heute nacht den letzten Trumpf aus, um mich beim Kaiser in Ungnade zu bringen. Sie haben es in Rom durchgesetzt, daß Papst Clemens, der wegen der Mittergentschaftsfrage einen Legaten hierher sandte, den Mönch Lorenzo von Brindisi dazu erwählte. Dieser sollte dem Kaiser ins Gewissen reden und meine Entlassung fordern. Ich habe aber durch einen Weistreich das Netz, in dem sie mich fangen wollen, zerrissen. Da ich dem Bettelmönche die Reise nach Prag nicht wehren konnte, verbinde ich, daß ihn der Kaiser empfing und anhörte. . .“

„Wie habt Ihr das zustande gebracht?“ fragte Izaak Rebmann, der gespannt zuhörte.

„Das muß mein Geheimniß bleiben,“ erwiderte Philipp Lang. „Ich will dir nur verrathen, was die Rolle, die du dabei gespielt, betrifft. Meine Feinde glaubten, als ihre Späher dich, der meine Kleider trug, heute nacht aus der Burg gehen sahen, daß ich das Feld geräumt hätte. Sie geleiteten den Mönch, der mich stürzen sollte, im Triumph nach dem Grabstein zur Audienz im goldenen Saal, und alles jubelte schon, daß der Streich, der mich vernichten sollte, gelungen sei; da erklärte der Kaiser plötzlich: „Ich will den Bruder Lorenzo nicht sehen.“ Die Seifenblase war zerplatzt. Eine Stunde später hat mich der Kaiser, während meine ärgsten Feinde um ihn versammelt waren, zum kaiserlichen Rath ernannt. Philipp Lang,“ so schloß er, während ein stolzes Lächeln um seine breiten Lippen zuckte, „ist heute mächtiger als jemals.“

„Ihr spielt mit dem Feuer,“ erwiderte Rebmann. „Wehe uns, wenn man erfährt, daß ich Euer Doppelgänger gewesen bin!“

Er senkte das Haupt, und seine Mienen verriethen seine Angst und Unlust über die Rolle, die er spielen mußte.

„Es reut dich wohl, daß du in meine Dienste getreten bist!“ brauste der Kammerdiener des Kaisers auf und sah Rebmann mit zornigen Blicken an.

„Was wäre aus dir, den vor zwanzig Jahren der Rath der Stadt Innsbruck zum Galgen verurtheilt, geworden, wenn dein Glaubensgenosse dich nicht vom Strick befreit hätte?“

Vergiß das niemals. Wer anders hat dich heimlich aus Tirol entführt und in Prag zu einem wohlhabenden Manne gemacht, als wieder Philipp Lang!“

„Haltet ein,“ unterbrach ihn Izaak Rebmann. „Ich werde das niemals vergessen. Wisset aber, daß nicht allein Dankbarkeit mich in Eure Dienste zwingt, sondern vor allem die Rache!“

Der alte Mann verstumte plötzlich und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen, als wollte er ein Bild, das sah vor ihm aufgetaucht, nicht sehen.

„Ja, die Rache ist es,“ fuhr er in einem Tone fort, aus dem der wilde Haß wiederklang, „die mich zu allem Schlechten in der Welt fähig macht.“

„Du denkst noch immer an deine Esiher,“ unterbrach ihn Philipp Lang. „Daß die Todten ruhen.“

„Woher wißt Ihr,“ rief Izaak Rebmann heftig erregt, „daß meine Esiher gestorben ist? Kennt Ihr den . . . den Glenden, der sie verführt und zum Abfall von unserem Gott gezwungen hat?“

Philipp Lang erbleichte als er in das von Wuth verzerrte Antlitz des Greises blickte, und seine Stimme zitterte, während er erwiderte: „Was kümmert mich das Schicksal deiner Tochter! Du hast mein Wort, daß ich dir helfen werde, den Verführer zu entdecken. Das mag dir genügen.“

„So sprecht Ihr seit zehn Jahren und habt nichts gethan, um mich auf die Spur des Hofherrn, der mein Kind geraubt hat, zu führen.“

„Du bist ihm heute näher als du denkst,“ unterbrach ihn der Kammerdiener des Kaisers.

Diese Worte wirkten zauberhaft auf Izaak Rebmann. Seine fahlen, vermittelten Züge rötheten sich im Aufwallen der Blutwelle, die Augen funkelten, und Mienen wie Geberden zeigten, daß die Rede seines Gönners ihm wie ein Gruß des Pajjahfestes erklingen war.

Er sank ihm zu Füßen und rief:

„Verzeiht, wenn ich Euch getränkt habe . . . Beim Gott Zebaoth sei's gelobt, daß ich wie ein Sklave, wie ein Hund Euch dienen werde . . . Befehlet, und Izaak Rebmann gehorcht! Soll ich diesen oder jenen Eurer Feinde . . .“

Er streckte die dürren Arme aus und krümmte seine Finger wie einer, der den Segner packen und erdroffeln will.

Ueber das Antlitz des Kammerdieners flog ein zufriedenes Lächeln und er sagte:

„Ich glaube dir, alter Freund!“

„Nennet mir den Namen des Räubers meiner Esiher,“ unterbrach ihn Rebmann.

„Du mußt noch einen großen Dienst leisten, bevor dies geschehen wird,“ fuhr Philipp Lang fort.

Er endete nicht, denn an der Schwelle der Thüre erschien plötzlich Julia, die noch immer die Bagentracht trug.

Ein tödtlicher Schreck packte bei ihrem Anblicke den Kammerdiener des Kaisers, und er sprang, Izaak Rebmann, der der Eintretenden den Rücken wandte, zur Seite stoßend, nach der Thüre.

„Sprich kein Wort!“ flüsterte er, zitternd vor Aufregung, ihr zu und drängte sie in den Flur hinaus.

Er wurde erst Herr seiner jähen Fassungslosigkeit, nachdem beide dort standen und Rebmann allein in der Stube, deren Thür Philipp Lang rasch geschlossen hatte, zurückgeblieben war.

Der Leibarzt Anselmo begehrt Einlaß in das Gemach des Kaisers,“ sagte Julia und fügte, angsterfüllt dem Kammerdiener ins Antlitz blickend, hinzu:

„Was ist dir zugestoßen? Warum hat dich mein Erscheinen erschreckt? Wer ist der Mann?“

Dieser erwiderte nichts anderes als: „Rehre zum Kaiser zurück! Ich werde dir folgen.“

Während Julia das that, was er wünschte, trat er wieder in die Stube und sagte zu Jsaak Rebmann:

„Lege die Verkleidung ab, denn du hast die Rolle als mein Doppelgänger vorläufig ausgespielt.“

„Es soll geschehen,“ versetzte der Jude und nahm aus der Truhe ein Bündel, das ein langes rockartiges Gewand, an dessen linker Schulter ein zweifacher Ring aus gelben Tuchlappen gebestet war, und einen spitzen Filzhut, der mit denselben Flicken bemäht war, enthielt.

Er zog Schube und Leibrock aus und hüllte sich wieder in sein Kleid mit dem Abzeichen, das im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit alle Juden im Deutschen Reiche tragen mußten. Dann verließ er mit den Worten: „Sämet nicht, mir den großen Dienst anzutragen,“ das Gelaß.

Philipp Lang stand in Gedanken versunken da, und der Ausdruck seines verdüsterten Antlitzes verrieth die Sorgen, die ihn quälten. Dann hob er wieder lächeln das Haupt und rief: „Jsaak Rebmann darf um keinen Preis Julia sehen. Das würde mein Verderben sein!“

Er ging aus der Stube, die er verschloß, und begab sich nach den Gemächern des Kaisers. —

In derselben Stunde erschien der Thormächter vor dem obersten Hofmeister, dem Herrn v. Riechtenstein, und meldete ihm:

„Philipp Lang ist vor einer halben Stunde in die Burg zurückgekehrt.“

„Du hast dich getäuscht!“ rief dieser aus. „Ich bin ihm ja um Mitternacht im Schlosse des Kaisers begegnet.“

Der Thormächter aber betheuerte: „Es ist Philipp Lang gewesen, der um 3 Uhr früh durch das Burgtbor ging, ich kann das beschwören.“

Karl v. Riechtenstein neigte zustimmend das Haupt und sagte: „Sei wachsam wie fischer! Laß den Kammerdiener nicht aus den Augen und melde mir alles, was du über ihn erfahren wirst.“

Dann kehrte er in das Gelaß, wo die Hofherren, ehe sie zum Dienste des Kaisers erschienen, sich versammelten, zurück, und erzählte seinem Vertrauten, Wenzel v. Rinsky, was ihm der Thormächter berichtet hatte. Dieser rief aus:

„Mein Verdacht ist bestätigt! Philipp Lang hat, um seine Schliche und Listen zu verbergen, sich einen — Doppelgänger gesucht.“

„Wer mag das sein?“ unterbrach ihn der oberste Hofmeister. „Einer aus seiner Sippe,“ erwiderte Wenzel v. Rinsky. „Ich werde ihm bald auf die Fährte kommen!“

3.

Auf dem Blachfelde, das vor den Thoren der Stadt Linz in Oberösterreich grünte, hatte sich im Spätherbste desselben Jahres das Söldnerheer des Erzherzogs Matthias gelagert, um von hier aus in Böhmen einzubringen und den Kaiser Rudolphus in Prag zu belagern.

Der Bruderkrieg hatte begonnen, an dem der Starrsinn des Kaisers und dessen Rätze am meisten Schuld trugen, denn keiner der vielen Boten, welche der Erzherzog mit Friedensvorschlügen nach Prag gesandt, wurde vom Kaiser empfangen; jeder aber erhielt denselben Bescheid: „Des Kaisers Majestät wird nicht früher Ruhe haben, bis nicht Euer Herr Matthias vernichtet ist!“

Und derjenige, der diese Botschaft den Abgesandten überbrachte, war stets der Kammerdiener desselben, Philipp Lang.

So war es gekommen, daß der tief gekränkte Erzherzog Wien verließ und sich in Linz an die Spitze des Heeres stellte, das soeben von einem siegreichen Feldzuge gegen die Türken und deren Verbündeten, den Siebenbürgerfürsten Stephan Bathory, zurückgekehrt war.

Als der Statthalter von Oesterreich im Zeltlager zu Linz zum ersten male unter den Heerführern erschien, rief er:

„Ich führe nicht mit meinem Bruder, dem Kaiser, Krieg, sondern gegen dessen Rätze, deren willenloses Werkzeug er ist!“

Und der Gruß, den sie ihm nach dieser Rede geboten, hatte ihn ebenso überrascht als heimlich erfreut:

„Es lebe Kaiser Matthias, unser glorreicher Herr!“

Heute wurde im Zelte des Feldherrn, das in der Mitte des Lagers auf einem Hügel stand, Kriegsrath gehalten; es war mit fürslicher Pracht ausgestattet. Die Wände und den Fußboden bedeckten buntfarbige Teppiche und moosweiche Decken; Stühle, Tische und der ganze Hausrath bestanden aus kostbarem Holze, Gold und Silber.

Erzherzog Matthias, der in stolzer Haltung am Zeltingange die Huldigung der Heerführer empfing, war, im Gegensatz zu seinem Bruder, dem Kaiser Rudolphus, von hoher Gestalt, und die Haarfarbe von Haupt und Bart schimmerte fahlgelb. Obgleich er wie der Kaiser und sein neben ihm stehender Bruder, Erzherzog Maximilian, die den Habsburgern typischen Züge, schmale, hohe Stirn, lange Nase und überhängende Unterlippe hatte, so war doch sein Aeußeres und der Ausdruck des Antlitzes ganz verschieden von denen seiner Brüder.

Alles an ihm, Mienen und Geberden, verriethen harten Sinn, Stolz und Hang zum Wohlleben. Er trug über dem schwarzarmmetnen Leibrocke, dessen Säume mit Goldstickereien bedeckt waren, einen silbernen Panzer, Armschienen aus demselben Edelmetalle, während die Beine in hochschäftigen Reiterstiefeln aus gelbem Leder steckten.

Erzherzog Maximilian, dessen Gestalt und Züge völlig denen des Kaisers glichen, war der einzige im Kriegsrathe, der keine Rüstung oder Waffe angelegt hatte; seine durchaus schwarzfarbige Kleidung bestand aus einem weisfarbigen, langen Leibrocke, enganliegenden Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schuhen von Warberfell; auf der Brust hing an einer goldenen Kette ein Schild, das ein schwarzes, an den Ecken mit den Lilien des französischen Königswappens verziertes Kreuz im weißen Felde zeigte. Ein gleiches Kreuz schimmerte auf der linken Seite seines weißen Mantels und ver kündete, daß er ein „Bruder vom deutschen Ritterorden“ sei. Er kleidete in demselben die Würde eines Hochmeisters.

Erzherzog Maximilian, der als Statthalter von Tirol in Innsbruck hauste, war nur ungern seinem Bruder Matthias, der ihn zur Theilnahme am böhmischen Feldzuge aufgefördert, gefolgt, denn er liebte als geistlicher, der Welt abgewandter Mann Einsamkeit und Frieden. Als er trotzdem im Lager vor Linz erschien, sagte er zum vertrautesten Rathe des Erzherzogs, Georg von Breuner:

„Ich komme nicht als Waffengefährte zu Euch, sondern als Friedensstifter zwischen meinen Brüdern!“

Dieses Wort wurde bald im Heere bekannt, und die kriegerischen Führer desselben blickten seitdem mit heimlichem Groll auf ihn.

(Fortf. folgt.)

Eine Mutter.

Episode aus der Belagerung von Paris von Alphonse Daudet.

Deutsch von Karl Eduard.

Heute morgen hatte ich den Mont Valerien erstiegen, um meinen Freund, den Maler B., Premierlieutenant bei der Nationalgarde des Seineviertels, zu besuchen. Der liebe Kerl war gerade auf Wache. Er konnte unmöglich fort. Er mußte bleiben und, wie Matrosen auf Schiffswache, vor der Pforte des Forts auf und ab spazieren. Wir plauderten von Paris, vom Krieg und unseren fernem Weben. Plötzlich unterbricht sich mein Lieutenant — trotz des Waffenrodes der Nationalgarde ist er immer noch der wüthende Farbenklecker von früher — bleibt stehend stehen und faßt mich beim Arm:

„Sieh, diese schöne Karrikatur!“ sagte er ganz leise zu mir und blinzelte verstohlen mit seinen kleinen grauen Augen, die plötzlich wie die Augen eines Jagdhubes funkelten, auf zwei ehrwürdige Schattenbilder, die soeben auf dem Plateau des Mont Valerien aufstauten.

Wirklich eine reizende Karrikatur! Der Mann in einem laugen

braunen Ueberzieher mit grünem Sammetkragen — der Sammet sah aus wie altes Waldmoos — war dürr, klein, hatte rothe Waden, eine niedrige Stirn, runde Augen und eine Habichtsnase. Ein runzeliges Vogelgesicht schaute feierlich und einseitig in die Welt hinein. Zur Bervollständigung seines Bildes denke man sich noch einen blumenbenähnten Handkorb hinzu, aus dem der Hals einer Flosche herausguckte. Im anderen Arm trug der Alte eine Büchse mit Konserven. Diese verwünschten Blechbüchsen! Die Pariser können sie nicht mehr sehen, ohne an die fünfmonatliche Belagerung zu denken! Von der Frau sah man anfangs nur einen gar großen steppenförmigen Hut. Ein altes, fadensteiniges Umhlagetuch umbüllte sie dicht von oben bis unten, ein deutliches Bild ihrer Armut. Ab und zu erblickte man zwischen den verblähten Krausen ihres Huttes eine dünne Nasenpitze und wenige spärliche graue Haare.

Wie sie auf dem Plateau ankamen, blieb der Alte stehen, um

Allem zu schöpfen und sich die Stirn zu trocknen, obwohl es hier oben im dichten Nebel des November nicht warm war; die Weiden waren aber so schnell gegangen.

Die Frau hielt sich nicht auf; geradewegs ging sie auf die Boterne los, sah uns einen Augenblick zögernd an, als wollte sie uns anreden; doch die Treppen des Offiziers schüchterten sie ohne Zweifel ein, wenigstens zog sie es vor, sich an die Schildwache zu wenden, und ich hörte sie ängstlich fragen, ob sie wohl ihren Sohn sprechen könnte, Parier Nationalgardist bei der 6. Compagnie des 3. Regiments.

„Warten Sie einen Augenblick,“ sagte der Posten, „ich werde ihn rufen lassen.“

Sie seufzte erleichtert auf und kehrte ganz vergnügt zu ihrem Manne zurück, und beide setzten sich abseits an den Rand einer Böschung.

Lange mußten sie dort warten. Der Mont Valerien ist gar zu groß, nur schwer kann man sich in den Bromenaden, Glacis, Bastionen, Kasernen und Kasematten zurechtfinden. Man suchte mal einen Nationalgardisten der 6. Compagnie in dieser labyrinthartigen Stadt, die zwischen Erde und Himmel hängt und in Schneedentlinie wie die Insel Saputa sich zu den Wolken empor-thürmt, ganz davon abgesehen, daß das Fort um diese Zeit von Tambouren, Trompetern, eilenden Soldaten mit klappernden Kochgeschirren wimmelt. Hier wird die Wache abgelöst, dort zum Arbeitsdienst angetreten und abgetheilt; dort wird ein blutbedeckter Spion eingebracht, Francitreure treiben ihn mit Kolbenstößen vor sich her; hier wieder kommen Bauern aus Nanterre, um sich beim General zu beschweren; dort sprengt ein Melbereiter im Galopp heran, der Mann von dem weiten Hitt steif an allen Gliedern, das Pferd mit Schweiß bedeckt; Krankenträger mit Bewunderten treffen von den Vorposten ein, die Körbe hängen schaufelnd zu beiden Seiten der Maulthiere; hier ziehen Matrosen beim Takte der Pfeife und ihrem Hiss! ho! ein neues Geschütz in die Höhe; die Herde des Forts kehrt eben heim, ein Hirt in rothen Hosen treibt sie mit der Gerte vor sich her, den Chassepot trägt er am Gesehriemen umgehängt; das alles geht und kommt, kreuzt und schießt sich auf den Wegen, flutet in die Boterne hinein wie in das niedrige Thor einer Karawanenerei des Orients.

„Wenn sie nur meinen Jungen nicht vergessen!“ schienen währenddem die Augen der armen Mutter zu sprechen, und alle fünf Minuten erhob sie sich, näherte sich behutiam dem Eingang und warf, an die Mauer gelehnt, einen verstohlenen Blick in den vorderen Hof; aus Furcht ihr Kind lächerlich zu machen, traute sie sich nichts mehr zu fragen. Der Mann, noch ängstlicher wie sie, wagte sich aus seiner Ecke nicht heraus; jedesmal, wenn sie sich mit schwerem Herzen und enttäuschter Miene niederlegte, merkte man, daß er sie wegen ihrer Ungebild auszusankte und ihr weislaufige Erklärungen über die Nothwendigkeit des Dienstes gab; er machte dabei den Eindruck eines Dummkopfes, der den Klugen spielen will.

Mit besonderem Antheil verfolgte ich stets derartige kleine Vorgänge so still und traulich, daß man sie mehr ahnt als sieht. Dies stumme Spiel begegnet dir auf Schritt und Tritt, wo du auch wandelst, und offenbart dir durch einen Blick ein ganzes Leben. Was mich hier vor allem fesselte, war das sinnliche Weizen, die Natürlichkeit der beiden, und ich folgte mit wirklicher Nahrung dem Fortgange dieser ergreifenden Familienscene. Mein inneres Auge las in den ausdrucksvollen, klaren Blicken der beiden Alten wie in einem offenen Buche. Ich malte mir aus, wie alles gekommen war.

Da hörte ich im Geiste die Mutter eines schönen Morgens sagen: „Dieser Herr Trochu langweilt mich mit seinem ewigen Wachtdienst! Seit drei Monaten habe ich nun mein Kind nicht gesehen. Da muß ich schon selbst gehen, wenn ich es wiedersehen will.“

Der Vater, furchtiam und sinnlich im Leben, erschrickt bei dem Gedanken, daß er Schritte thun soll, um sich einen Erlaubnißschein zu verschaffen. Anfangs hat er wohl versucht, sie auf andere Gedanken zu bringen:

„Das ist doch wohl nicht dein Ernst, Mütterchen. Dieser Mont Valerien ist verteuert weit. Wie willst du dahin kommen? Einen Wagen haben wir nicht. Außerdem ist dort oben eine Citadelle und Frauen kommen da nicht hinein.“

„Ich werde schon hinein kommen!“ hat die Mutter geantwortet, und ihrem Willen muß er sich stets fügen. So hat sich der gute Mann auf die Weine gemacht, ist zum Festungs-Kommandanten gegangen, auf die Bürgermeisterei, zum Major, zum Polizeikommissar. Bald siebedeiß, bald etelast vor lauter Angst hat er sich überall herumgedrückt, sich in den Thüren geirrt, zwei Stunden lang als der letzte in einem Amtszimmer gewartet, und war dann doch nicht an richtigen Plaze gewesen. Endlich ist er eines Abends mit dem Erlaubnißschein des Kommandanten in der Tasche heimgekommen. Am Morgen drauf sind die beiden Alten frühzeitig bei Lampenlicht aufgestanden. Um sich bei dem kalten Wetter ein bißchen zu erwärmen, hat der Mann einen Bissen zu sich genommen; doch die Mutter hatte keinen Hunger; sie will lieber oben auf dem Berge mit ihrem Sohne rühstücken, und, um den armen Gardisten ein wenig zu erquickern, packt sie ganz schnell allen noch vorhandenen Mundvorrath in den Korb,

Chokolade, Früchte, eine wohlverriegelte Flasche Wein, sogar auch das Schächtelchen mit den acht Franken; für die Tage der größten Noth waren sie bis jetzt sorglich gehütet worden. Dann machten sie sich auf den Weg. Wie sie bei den Wällen ankamen, hatte man das Thor gerade geöffnet. Nun müssen sie den Erlaubnißschein vorzeigen. Der Mutter will es bange werden.

„Mein, doch! Alles ist ja in Ordnung.“

„Kann passiren!“ sagt der dienstthuende Offizier.

Jetzt erst athmet sie auf:

„Ein freundlicher Mann, der Herr Offizier.“

Und sink wie eine Wachtel läuft sie, eilt sie weiter; kaum kann der Mann gleichen Schritt mit ihr halten.

„Aber, Mütterchen, was gehst du nur so schnell!“

Doch sie hört nicht auf ihn. Da oben im Dunstkreis des Horizonts winkt ihr der Mont Valerien:

„Komm schnell! Er ist hier!“

Jetzt sind sie oben angelangt und eine neue Angst über-

kommt sie:

„Wenn sie ihn nicht fänden, wenn er nicht käme!“

Plötzlich sehe ich sie zittern, dem Alten auf den Arm klopfen und sich mit einem Sage ausdrücken. Von fern hatte sie unter dem Gewölbe der Boterne ihren Sohn erkannt.

Er war es!

Die ganze Front des Forts schien hell aufzuleuchten, wie er

erleuchtete.

Wirklich ein schöner großer Bursche, hübsch gewachsen, den

Tornister auf dem Rücken, das Gewehr in der Hand. Ein treu-

herziges, fröhliches Gesicht lacht den Eltern entgegen und mit

männlicher Stimme ruft er ihr zu:

„Guten Tag, liebe Mutter!“

„Und augenblicklich verschwinden Tornister, Käppf, Chassepot,

alles unter dem großen klepennförmigen Hute. Dann kam auch

der Vater an die Reihe, der ging aber schneller. Die Kniee

wollte alles für sich haben, kaum zu befriedigen war sie.

„Wie geht es dir? Bist du auch warm angezogen? Hast du

noch frische Wäsche?“

Und unter den Krausen ihres Capothutes bemerkte ich den langen

liebvollen Blick, mit dem sie unter zahllosen Küßen, Thränen

und Lachen ihn von oben bis unten beschaute. Was mütterliche

Liebe ihm in drei Monaten schuldig geblieben war, wollte sie

alles mit einem male ihm erstatten! Auch der Vater war sehr

ergiffen, aber er wollte es sich nicht merken lassen. Er fühlte,

daß wir ihn beobachteten und blinzelte nach uns hin, als wollte

er sagen:

„Haltet ihr es zugute, sie ist ja eine Frau.“

Und ob ich es ihr zugute hielt!

Ein Trompetensignal unterbrach plötzlich diese innige Freude

des Wiedersehens.

„Das gilt mir,“ sagte der Sohn, „ich muß fort.“

„Und du willst nicht mit uns frühstücken?“

„Nein, nein, es geht nicht! Ich bin 24 Stunden auf Wache,

ganz oben in dem Fort.“

„Ach Gott!“ seufzte die arme Frau, mehr konnte sie nicht

herausbringen.

Einen Augenblick sahen sich alle drei mit bestürzten Blicken an;

dann ergriß der Vater das Wort:

„Nimm wenigstens dieses Schächtelchen mit!“ sagte er mit

bestürzter Stimme, aus der rührend und komisch zugleich das

Bedauern über das unterbliebene Frühstück herausklang. Doch man

sand in der Unruhe und Aufregung des Abschieds dieses

verwünschte Schächtelchen nicht. Es war ein rührender Anblick, wie

die Hände zitternd darnach suchten und hin und herüberrun, rührend

jammerten die Stimmen, von Thränen erstickt, durcheinander:

„Das Schächtelchen! Wo ist das Schächtelchen!“

Keins von beiden schämte sich, diese kleine Alltagsorgie in den großen, tiefen

Abchieds Schmerz hineinbringen zu lassen. Endlich war das

Schächtelchen wieder gefunden: noch eine lebbaite lange Um-

armung und der Sohn kehrte eilends in das Fort zurück.

Stell dir vor, wie die beiden alten Leute von gar weither

gekommen waren, um ihr Weniges mit ihrem Kinde zu theilen; in

Festtagsstimmung waren sie am Abend vorher zu Bett gegangen,

die Mutter hatte die ganze Nacht darüber nicht schlafen können!

Sprich, was kann weher thun, als diese jah gestörte Freude? Kaum

haben sie flüchtig in dieses Winkelchen des Paradieses hineingeblickt,

da wird mit roher Hand die Thüre barock zugeschlagen.

Noch eine Zeitlang verbarsteten sie unbeweglich auf demselben

Fleck, die Augen immer noch auf diese Boterne gebettet, durch

welche ihr Liebliches toben verschwunden war. Endlich raffte sich

der Mann an, wandte sich halb zur Seite, räusperte sich zwei

oder drei mal mit gar trotziger Miene und sprach diesmal mit

ganz beherzter Stimme:

„Auf! Mütterchen, laß uns gehen!“ Es klang so laut und so

munter. Er grüßte uns ehrerbietig und ergriß den Arm seiner

Frau. Ich folgte ihnen mit den Augen bis zuriegung der

Straße. Der Vater that ganz grimmig und ichwenkte den Kopf

mit verzweifeltstem Gesichte. Die Mutter sah ruhiger; mit ge-

senktem Haupte schritt sie in sich verfunken an seiner Seite dahin.

Nur bisweilen schienen ihre schmalen Schultern unter ihrem Um-

schlagetuche krampfhaft zu zittern.

Bunte Zeitung.

* **Ein russisches Amazonencorps** des vorigen Jahrhunderts — diese ungewöhnliche Erscheinung haben jetzt nach der kürzlich erfolgten Enthüllung des Katharina-Denkmals in Simferopol (Krim) russische Blätter aus dem Dunkel der Vergangenheit heraus. Die außerordentliche Schaar war völlig militärisch eingerichtet und stand unter Führung eines selbstgewählten weiblichen Hauptmanns. Als „Amazonen von Balakawa“ spielten sie bei der glänzenden Triumpfhahrt der Kaiserin Katharina durch die eben eroberte Provinz Taurien im Jahre 1787 eine hervorragende Rolle — auch diese Truppe eine Schöpfung Potemkin's, welcher, um den Kaiser Josef II. zu blenden und die „geliebte“ Gebieterin zu täuschen, in kürzester Frist in der neuerobernten Provinz eine glänzende Kultur hervorgezaubert hatte, auf Weinland gemalte Städte, Dörfer und Viehherden aus Wappe. Die Amazonen von Balakawa waren dagegen keineswegs von Wappe. Im Gegentheil, lauter junge, vornehme und hübschöne Griechinnen, welche in ihren kleidsamen, von Gold firohenden Uniformen auf Kaiser Josef II. einen bewundernden Eindruck machten. Entzückt von der strammen militärischen Haltung der weiblichen Compagnie ritt der römische Imperator an den „Hauptmann“ Helena Ivanowna Saranowa und küßte sie gerade auf den Mund, was sämtliche Soldaten in große Aufregung versetzt haben soll. Aber der Hauptmann rief: „Was fällt Euch denn ein? Stillgestanden! Seht Ihr denn nicht, daß der Kaiser mitr weder meine Wippen abgebißten, noch mitr seinen Schnurrbart angeleckt hat!“ Dies herabigte die gut geschulten Amazonen. Die beiden gegen die Türken verbündeten Herrscher machten darauf einen Ausflug, um die Ruine von Balakawa sowie die Ruinen der alten Festung zu besichtigen. Dann kehrten Kaiser Josef II., Kaiserin Katharina II. und Fürst Potemkin zu den in strammer Haltung Genscher bei Fuß ausharrenden Amazonen zurück. Die Kaiserin rief den Hauptmann Helena zu sich heran, sagte ihr in Bezug auf ihre Compagnie einige Artigkeiten und riefte weiter, um die von Potemkin in kurzer Zeit errichtete russische Schwarze-Meer-Flotte zu besichtigen, von deren Wirklichkeit Kaiser Josef sich gleichfalls durch Berührung persönlich überzeugen konnte. Kapitän Helena Ivanowna Saranowa aber lebte noch viele, viele Jahre und starb als verwittwete Frau Schibjanskaja im Alter von 95 Jahren inmitten einer zahlreichen Enkeltschar hochbetagt zu Simferopol.

* **Metallisirte Leichen.** Der pariser Arzt Baviot hat im Verein mit dem Mechaniker Charpentier ein neues Verfahren, Leichen zu konserviren, erunden, indem er sie galvanisirt. Er legt nach einem entsprechenden Vorverfahren den Körper in ein chemisches Bad, gebildet aus einer Lösung von Kupfer, Nickel Silber und Gold — je nach dem Geschmack und den Geldmitteln der Auftraggeber — durch dieses Bad wird nun ein elektrischer Strom geleitet, welcher die Elektrolyse bewirkt. So zerlegt sich nun die Lösung, das freigewordene Metall legt sich in Schichten auf den Körper, schmiegt sich aus genaueste den Contouren desselben an und schließt die Leiche zuletzt in eine Erzhülle ein. Um den Verwesungsprozess zu bannen, werden in diese Erzhülle an einigen Stellen Oeffnungen gemacht und die Mumie sodann durch 48 Stunden in einem Ofen einer hundertgradigen Hitze ausgesetzt, wodurch der Körper ausgetrocknet und sterilisirt, jeglicher Gährungskeim in ihm getödtet und seine Konservirbarkeit für alle Zeiten gesichert wird. — Die Sache ist nicht ohne. Welch ein erhabendes Gefühl müßte es z. B. für gewisse Chemiker sein, ihre vermittelte Schwiegermutter als Zimmerzierde in einer Ecke stehen zu haben oder einen „Erbonkel“ in dankbarer Erinnerung als „Goldonkel“ aufzubewahren.

* **Mehr Licht.** Es giebt ein höchst einfaches Mittel, um ohne die Benutzung von Bündelbälchen und ohne jede Feuersgefahr für explosive Stoffe sofort Licht zu schaffen. So lächerlich einfach aber dieses Mittel ist, so wenig bekannt dürfte es in den weiteren Kreisen sein, und doch verdient es, so schreibt das Patent- und technische Bureau von Richard Lüders in Görlitz, seines unteugbar großen Werthes wegen die allgemeinste Verbreitung. Man nehme ein längliches Fläschchen von weißem Glas und gebe ein erbsengroßes Stückchen Phosphor hinein, auf dieses gieße man reines bis zum Siedepunkt erhitztes Olivenöl und fülle damit die Flasche bis $\frac{1}{2}$ ihres Inhaltes und verstopfe sie dicht. Braucht man Licht, so entfernt man den Stork, läßt also Luft eintreten und verstopft die Flasche wieder. Der ganze leere Raum der Flasche wird nun leuchten, und dieses Licht ist ein höchst wirksames. Mindert sich die Leuchtkraft, so kann man sie rasch wieder dadurch auffrischen, daß man die Flasche öffnet und neue Luft Zutreten läßt. Bei sehr kalter Witterung ist es manchmal nöthig, das Fläschchen in der Hand zu erwärmen und dadurch das Del flüssiger zu machen. Eine Flasche soll für den ganzen Winter ausreichen. Dieses wunderbare Leuchtmittel kann in der Taiche aufbewahrt werden. Allen Inhabern von Magazinen, in denen leicht entzündliche oder explosive Stoffe aufbewahrt werden, ist zu empfehlen, die Wächter dieser Magazine mit diesem Leuchtmittel auszurüsten.

* **Einem schlimmen Streich** haben böse Dämonen einem Apotheker in Indianapolis gespielt. Der betreffende Staatsbürger hatte eine frische Sendung Insektenpulvers erhalten und verkündigte dies freudige Ereigniß der Stadt dadurch, daß er außen an der Ladenthür einen Zettel mit folgender Inschrift anbrachte: „Wanderer, halte hier inne und kaufe von meiner frischen Sendung Wanzepulver.“ Das Wort Pulver bildete für sich allein die lezte Zeile. Stolz stellte sich der Apotheker dann hinter seinen Ladenthür und wartete auf Zutritt; aber es wollte niemand kommen. Dagegen bemerkte er, daß alle Vorübergehenden, nachdem sie einen Blick auf seine Ladenthür geworfen hatten, entweder höhnisch lächelten oder sich entrüstet abkehrten. Er begab sich schließlich hinaus, um zu sehen, ob er vielleicht einen Schreibfehler gemacht hätte, und las zu seinem Entsetzen die folgende Inschrift: „Wanderer, halte hier inne und kaufe von meiner frischen Sendung Wanzepulver.“ Ungezogene Zungen hatten nämlich, als der Apotheker einmal den Rücken wandte, die letzte Zeile, auf der das Wort „Pulver“ stand, abgeschnitten.

* **Sunderbare Aufzählung.** Großbauer (zu seinem Sohn): „Sag', Sepp, wie lange mußt du' jetzt noch studiren, bis du Brillen tragen darfst?“

* **Der verkaufte Fra Diavolo.** Kommerzienrath: „Was wird heute abend im Theater gegeben?“ — Sohn: „Fra Diavolo!“ — Kommerzienrathin: „Wie ungebildet, Arthur! Man sagt nicht Fra — sondern Frau!“

* **Der brave Cäsar.** Studiosus (in einer Gesellschaft, in der toeben von einer Dogge als Lebensretterin die Rede war): „Auch mich hat mein braver Cäsar aus einer großen Verlegenheit gerettet!“ — Zuhörer (gespannt): „Bitte, erzählen Sie!“ — Studiosus: „Ich habe ihn im dringendsten Augenblick um 50 M. verkauft!“

* **Durch die Blinne!** Feldwebel: „Das erste, was ihr ins Auge lassen müßt, wenn ihr ein Paket von Hause erhaltet, ist das Gefühl der Dankbarkeit gegen euren Feldwebel!“

* **Der Traktartikel.** Frau (um die Mittagszeit): „Bei diesen Preisen konnte ich kein Fleisch erzwingen, ich habe nur Kartoffeln abgekocht.“ — Mann: „Gieb den Kindern nur die Kartoffeln, ich werde ihnen dazu den Artikel aus dem „Reichsanzeiger“ vorlesen, welcher die Fleischnoth leugnet.“ („Uff.“)

* **Praktischer Vorschlag.** Tochter: „Papa, willst du mir nicht ein Velociped kaufen? Meine Freundin Alma hat mich wiederholt aufgefordert, dem Radfahrerinnen-Klub beizutreten!“ — Vater: „So, so; na weißt du, wenn du durchaus frampeln mußt, dann will ich dir lieber eine Nähmaschine kaufen!“

* **Immer Sportsmann.** Lieutenant an „Kamerad, offen gesagt, finden Sie nicht, daß Fräulein Hulda ausgezeichnet spielt?“ — Lieutenant (Kavallerist): „Bewundere, wie sie alle Hindernisse auf dem Klavier nimmt!“

* **Aus der Reitshule.** Soldat: „Melde ganz gehorsamst, mein Pferd hinkt!“ — Korporal: „Sie Schafskopf! Hinken kann allenfalls eine Kuh oder ein sonstiger Civilist — ein Pferd geht höchstens trumm!“ (Z. Bl.)

Variante.

Wenn Männer auseinander geh'n,
Dann sagen sie: „Auf Wiederseh'n!“
Und trinken rasch noch eins im Steh'n!



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— **Kleine Theater-Nachrichten.** Direktor Blumenthal vom Berliner Lessing-Theater hat das Ausführensrecht des Meißnerischen Lustspiels „Meine Cousine“ zum Preise von 16,500 Fres. angekauft. Fri. Groß, welche die Hauptrolle (die Riquette) spielen wird, gedenkt sich nach Paris zu begeben, um an Ort und Stelle ihre Studien beginnen zu können. — „Schweigegeld“, Schauspiel von Richard Rathanson und Alexander Moskowskij, soll als nächste größere Novität des „Berliner Theaters“ um die Mitte dieses Monats in Scene gehen.

Lohegrin wird nunmehr in Bälde an der Pariser großen Oper (Académie Nationale de Musique) vollständig gegeben werden; so hat sich deren Direktor Gailland ausgesprochen. Alle Bedenken sind gehoben. — Im brüsseler Théâtre de la monnaie werden die Proben für die erste Stegriede-Aufführung in französischer Sprache bereits in nächster Zeit beginnen. Die dekorativen und technischen Vorbereitungen zu dem Wagner'schen Tondrama, dessen Einübung und Leitung Franz Servais übernimmt, sind nahezu vollendet.

* „Judith Trachenberg“ betitelt sich ein neuer einbändiger Roman von Karl Emil Franzos, der Mitte November im Verlage von Ewald Treppe in Breslau erscheinen wird. Uebersetzungen ins Englische, Dänische, Holländische und Russische sind in Vorbereitung.

